

1

Eva und Maria

Maria kam im Sommer zur Welt. Den ganzen Tag über war es drückend heiß gewesen, und jetzt wurden die dunklen Nachtstunden und das kleine, alte Bauernhaus am Waldrand des von Armut und harter Arbeit geschundenen Bergdorfes Pianz immer wieder durch Blitze erhellt. Der Regen prasselte an die geschlossenen Fensterläden und weckte das müde gewordene, mit Moos überwachsene Dach. Großmutter Eva saß in der Stube und lauschte dem Donner, dem Wind, dem Regen und den Geräuschen des Hauses. Zwar konnte sie nicht wirklich hören, da sie seit Jahren taub war, aber die Erinnerung lebte in ihr, war sie doch selbst in der Kammer nebenan geboren worden, auch in einer gewittrigen Sommernacht, hatte sie unzählige solch banger Gewitterstunden auf der Ofenbank verbracht – betend, zum Kruzifix aufschauend, zur Mutter aufschauend – damals. Später ihre kleine Tochter Elisabeth und ihren Sohn Jakob in den Armen – damals.

... Eva war gefürchtet im Dorf, übersinnliche Kräfte sollte sie haben. Nur hie und da klopfte jemand an ihre Haustüre. Meist waren es die Kinder im Dorfe, die zu diesem schweren Gang genötigt wurden. Einen Speck oder einen Käse als Geschenk in den Händen, eine Bitte auf den Lippen – sie möge doch helfen, den Vater wieder gesund zu machen oder den vermissten Bruder in den Bergen zu finden oder die Mutter und das Geschwisterchen die Geburt heil überstehen zu lassen. Sanft war sie, die Großmutter. Sie hatte ein warmes Lächeln und wärmende Hände. Und sie half. Die Leute im Dorf vergaßen schnell, dass sie geholfen hatte, oder verpönten diesen Aberglauben, bis sie wieder darauf hofften ...

›Lieber Jesus«, sprach sie ihn an, ›die Zeit eilt und dreht sich im Kreis! Vor so vielen Jahren, es werden wohl vierunddreißig oder fünfunddreißig sein, legtest du mir meine Elisabeth in den Schoß. Und jetzt bringt sie selbst ein kleines Mädchen zur Welt, eine Maria!«

Da donnerte und blitzte es beinahe gleichzeitig. Großmutter's Ohren schnellten auf, und sie hörte, wie der kleine Körper des Mädchens das Leben einatmete und ihre Ankunft in das Unwetter hinausschrie. Jesu Augen am Kruzifix öffneten sich. Sie legte den Heiland in ihre Augen und deckte ihn sanft mit den Augenlidern zu.

Die Kammertür knarrte leise, um die Großmutter nicht zu wecken. Anna, die Elisabeth bei der Niederkunft des Kindes beigestanden war, trat in die Stube ein, auf ihrem Arm das Neugeborene, eingewickelt in Tücher und eine warme Decke.

... Hebamme war Anna keine. Ihre geliebte Mutter Katharina war eine gewesen, und schon als junge Frau mit vielleicht sechzehn oder siebzehn Jahren hatte Anna ihr geholfen und mehr und mehr gelernt, neues Leben willkommen zu heißen. Sie lebte unten in Aach, dem Hauptort des Tals. Aach rühmte sich eines Gemeinde- und Gerichtsgebäudes (samt Kerker), einer Kirche und eines Pfarrhauses, in dem Anna, jetzt Mitte zwanzig, die Pfarrersgehilfin war. Anna kochte und putzte und bügelte und war schön. Sie war ein gutes Mädchen. Die dunkelbraunen Augen in ihrem blassen Gesicht versprachen Güte, Dankbarkeit für jedes liebe Wort. Eine tiefe, warmherzige Traurigkeit flackerte in ihnen, ein lodernes Licht, das vor allem der frühe Tod ihrer Mutter in ihr entfacht hatte ...

In der Stube war es angenehm warm. Das Kind schlief auf Anas Arm, und das Kerzenlicht schien sich über das neue Leben zu freuen. Es tanzte und warf Licht und Schatten auf die Gesichter der Großmutter, der Anna und der Maria. Auf gestern, heute und morgen. Anna ließ sich verführen. Maria wiegend,

sang und bewegte sie sich zu der Musik, die der Regen dieser Nacht schenkte.

›Meerstern, ich dich grüße,
o-oh, Ma-a-ri-i-ia hilf!
Mutter Gottes, süße,
o-oh, Ma-a-ri-i-ia hilf!
Ma-a-ria, hi-ilf u-uns allen
a-aus u-unsrer tiefen Not!

Rose ohne Dornen,
o-oh, Ma-a-ri-i-ia hilf!
Du, in Gott Erkor'ne,
o-oh, Ma-a-ri-i-ia hilf!
Ma-a-ria, hi-ilf u-uns ...«*

Da sah sie die tote Großmutter auf der Ofenbank liegen. Anna hatte dem Tod schon oft in die Augen geschaut, und sie erkannte ihn inzwischen immer gleich, wenn er Raum und Zeit betreten hatte. Anfänglich noch verängstigt, so akzeptierte, ja, grüßte sie ihn jetzt. Langsam näherte sie sich der schönen, friedlich daliegenden alten Frau und legte die kleine Maria auf deren Brust.

›Schau, Großmutter Eva, deine Enkelin! Ein neues, großes Leben beginnt. Es wird dieses weinende Haus wieder zum Lachen bringen. Es wird deiner Tochter Elisabeth Freude und Ruhe schenken, wird sie vergessen lassen, wird sie wieder zu Gott hinführen. Grüße ihn mir, den lieben Gott!«

Dann tauchte sie ihre Finger in Weihwasser und machte ein Kreuz auf die Stirn der beiden.

›Mit wem redest du?«

Donner, Blitz und quälende Träume hatten die erschöpfte Elisabeth geweckt.

* Verfasser unbekannt

»Mit deiner Mutter!«
Anna legte das Kind wieder in ihre Arme und wiegte es.
»Dieser alten Hexe? Sinnlos. Sie hört dich nicht!«
»Sie hört mich!«
»Halte mein Kind fern von ihr! Wo ist Maria? Geht es ihr gut? Ist sie gesund?«
»Es geht ihr gut! Und sie ist gesund!«
Maria schlief tief und fest. Die Kerze war heruntergebrannt und erloschen.
»Bring sie mir – bitte!«
»Elisabeth, deine Mutter ist tot.«
Die immer ruhiger werdende, dunkle Nacht schluckte die Worte – wohl auch Elisabeth. Anna lauschte dem Regen, in dessen Trommelspiel sich ein leises Schluchzen eingeschlichen hatte. War es das Haus? War es Elisabeth? Anna zündete eine neue Kerze an.
»Für dich, kleine Maria! Und für deine Mama. – Und für Eva!«
Sie betrat die Kammer. Elisabeth war eingeschlafen. Anna legte das Kind zur Mutter und ließ die beiden allein. Dann kümmerte sie sich um die Großmutter.

2 Eva und Elisabeth

Anna öffnete die Fensterläden. Es war ein herrlicher Morgen. Die sonst so gefürchtete und bedrohliche Pianzer Steinwand war von der Sonne rot-orange bemalt. Das Dorf erwachte. Anna hörte Kühe brüllen, Hühner gackern, Menschen reden, Blätter und Gräser flüstern.

Elisabeth lag in der Kammer auf dem Bett, die kleine Maria an ihrer Brust. Sie hätte schimpfen wollen, hatte all die bösen Worte über ihr verpfushtes Leben in Gedanken geordnet, die Beschuldigungen, ihre Mutter trage die Verantwortung dafür, aber sie konnte nicht – böse sein. Sie schaffte es nicht einmal, das Lächeln für ihre kleine Tochter zurückzuhalten.

Anna hatte den Ofen über Nacht nicht ausgehen lassen. Die Milch war schon warm, und sie schmierte ein Honigbrot für Elisabeth. Leise öffnete sie die Kammertür.

»Iss und trink! Du brauchst viel Kraft für die Kleine!«

»Ja, sie ist voller Leben!«

»Kann ich dich einen Moment alleine lassen? Ich würde gerne den Paul ins Tal schicken, den Pfarrer holen!«

Elisabeth erschrak.

»Wozu?«

»Na ja, das Kind muss getauft werden!«

»Sie heißt Maria!«

Dieses Katholiken-Gesindel ließe Elisabeth nicht an ihr Kind ran, schon gar nicht Pfarrer Lorenz, diese gottverdammte Filzlaus.

»Und die Großmutter? Elisabeth! – Wir sind es ihr schuldig!«

Elisabeth schwieg. Dann machte sich Anna auf den Weg.

Zärtlich strichen die Finger über die Wangen der lieben Tochter, wie über die Saiten einer klingenden Gitarre, die zum

sanften Rhythmus des leisen Windes, zum Plätschern des Wassers in der Dachrinne ein Wiegenlied summt. Poch, poch, poch – zupfte Marias Herz die Basstöne. Die Kleine öffnete die Augen. Erschrocken stieß Elisabeth das Kind von sich. Es begann zu weinen.

»Wer bist du?«

Elisabeth war kreidebleich. Sie hob Maria wieder behutsam auf, und das Kind beruhigte sich. Dann trug sie es auf ihrem Arm in die Stube zur Großmutter, die, wie nur schlafend, auf der Ofenbank lag. Elisabeth schaute in deren beiden Gesichter, und beide hatten denselben Ausdruck, denselben friedliebenden, klugen Ausdruck – wie mit Kohle gezeichnet. Geradlinige, kantige Konturen zwar, aber sanfte, weiche Flächen. Zwei gleiche Gesichter. Eines alt, eines jung. Elisabeth glaubte, das alte zu hassen – das junge aber liebte sie, sie liebte es.

Sie drehte der Mutter den Rücken zu. Dann sah sie sich und das Kind. Der Spiegel, der leicht schräg von der Decke zur Stube wand hing, verwirrte Elisabeth.

Das Kind war schön. Die Haut, nur leicht mit Käseschmiere bedeckt, war für ein Neugeborenes ungewöhnlich glatt. Der wohlgeformte Kopf, die so schön anliegenden Ohren, die kleine Stubs Nase, die rosa Lippen, die sich immer wieder zu einem O formten, entlockten Elisabeth ein Lächeln und ein O. Sie atmete tief ein, roch den süßlichen Duft, den das Kind dem Raum schenkte und der sich mit dem so vertrauten Geruch der Stube, dem Geruch des Holzes und des warmen Ofens und der Möbel vermischt hatte.

Dann betrachtete Elisabeth sich selbst in ihrem langen Nachthemd, das mit blass-blauen Blumen verziert war, als wäre diese Frau da im Spiegel eine andere. Müde, ängstliche Augen schauten sie an, blass-blau wie die Blumen auf ihrem Gewand. Auch die Gesichtsfarbe ähnelte den Augen und den Blumen, wenn auch durchtränkt durch die ersten weiß-gelblichen Sonnenstrahlen, die ihren Weg in die Stube gefunden hatten. In die langen, blonden, jetzt zerzausten Haare hatten sich erste

weiße eingenistet, nicht wirklich erkennbar, nur bei näherer Betrachtung, vielleicht allein von Elisabeth entdeckt. Was gestern verbleicht war, sollte morgen gefärbt werden. Elisabeth war immer noch eine wunderschöne Frau – wenn sie es zuließ.

... Die Verbitterung und Verzweiflung, die Traurigkeit und die immer wieder aufblitzende Börsartigkeit, die sich in ihr Leben eingeschlichen hatten, taten dieser Schönheit keinen Abbruch, nein, bekräftigten sie. Viele Männer im Dorf waren, seit sie zu einer jungen Frau herangewachsen war, verrückt nach ihr. Elisabeths Unnahbarkeit aber verwandelte diese Begierde erst in Zerrissenheit, dann in Verzweiflung, endlich in Hass und Verleumdungen. Dem Rätsel, wer denn der Vater des Kindes sein möge, entsprangen immer verrücktere Geschichten. Sie sei doch mit keinem Mann zusammen! Bestimmt habe sie in Hausen herumgehurt. Oder die Mutter, diese alte Hexe mit ihren übersinnlichen Kräften, habe mit der Geburt des Kindes irgendwas zu tun. Nur der Teufel könne ihr dabei geholfen haben. Vor allem die Ehefrauen in dem kleinen Dorf glaubten mehr und mehr an etwas Übernatürliches, den Gedanken von sich drängend, ihr Mann wäre von der schönen Elisabeth verführt worden ...

Sollten sie doch reden! Elisabeth würde dieses Geheimnis mit ins Grab nehmen. Ja, selbst Maria würde nie erfahren, wer denn ihr Vater war. Wut keimte in ihr, aber auch Entschlossenheit. Sie würde es schaffen! Allein! Ohne ihre Mutter, ohne ihren vor vielen Jahren im Holz verunglückten Vater – Elisabeth konnte sich kaum mehr an ihn erinnern –, ohne ihren Bruder, diesen Feigling, der sich vor wenigen Wochen in dem kleinen Stadel hinter dem Haus mit einem Strick um den Hals aus dem Staub gemacht hatte. Allein! Allein mit der Kraft der Liebe zu ihrem Kind, allein mit der Kraft der Liebe des Kindes zu ihr.

Elisabeth blickte aus dem Fenster. Die Pianzer Steinwand hatte die Farbe der weiß-gelblichen Sonnenstrahlen ange-

nommen und verachtete das Dorf. Das Gebrüll der Kühe, das Gackern der Hühner, das Geschwätz der Menschen krampften ihre Muskeln und Sehnen. Blätter und Gräser hörte sie nicht.

Da sah sie Anna den Weg heraufkommen. Dieses schöne, mit Liebe und Frieden übergossene Mädchen, zu dem Elisabeth eine ganz eigentliche Beziehung pflegte. Sie bewunderte Anna in ihrem menschenfreundlichen, manchmal naiven Wesen. Fühlte sie sich von ihr angezogen? Liebte sie Anna? Wenn ja, war diese Liebe eine mütterliche oder die einer Frau? In Elisabeth lebten stets beide Antworten.

Anna trat ein. Stille. Elisabeth wusste, was Anna jetzt schwieg. Niemand im Dorf – außer dem dreizehnjährigen Paul, und dem war es wohl untersagt worden – würde bereit sein, den Pfarrer zu holen. Und Anna selbst würde Elisabeth jetzt nicht alleine lassen können, mit dem Kind, mit der toten Mutter. Elisabeth war erleichtert.

»Lass sie doch, diese Gottverdammten! Ich brauche ihre Hilfe nicht, will sie nicht! Und dieser gottheuchlerische Pfaffe soll an seinem Rosenkranz ersticken!«

Sie hatte Anna das schwer zu Sagende abgenommen, wenn das Mädchen auch andere Worte gefunden hätte. Trotz des bösen Inhaltes hatte Anna einen viel weicheren Ton vernommen, als sie ihn von dieser sonst so verbitterten Mutter vor ihr, das Kind in ihrem Arm hin- und herwiegend, gewohnt war. Anna schaute zur Großmutter.

»Gewaschen habe ich sie schon, und wie du siehst, auch gotteswürdig gekleidet!«

»Gäbe es diesen Gott«, Elisabeth schien sich genau dies zu fragen, »nähme er sie auch in einem Königinnengewand nicht zu sich und überließe sie dem Teufel!«

Die Worte mochten härter werden, der Ton blieb weich, so, als wäre in Elisabeth die letzten Stunden eine Wandlung vollzogen worden, als hätte ihre Seele etwas Vermisstes gefunden, als versuchten die Worte dies nur zu verschleiern.

»Eva glaubte an Gott, und wir müssen sie auf dem Weg zu ihm begleiten!«, drängte Anna, zu handeln.

»Wir werden sie gleich neben Jakob unter der großen Eiche begraben. Das war ihr der liebste Platz in diesem verfluchten Dorf! Das will ich noch für sie tun. Aber du wirst sie mir nicht aufbahren und womöglich noch Totenwache halten! Ich bin froh, wenn ich ihren Anblick nicht mehr ertragen muss!«

»Wenn ich hierbleiben und dir helfen soll, Elisabeth, dann wirst du mir dies nicht verwehren. Du magst Gott auf deinem Weg aus den Augen und Händen verloren haben, deine Mutter aber ging zeitlebens Hand in Hand mit ihm.«

Elisabeth antwortete nicht. Das Bild der toten Mutter, aufgebahrt in der Stube, war ihr unerträglich. Sie war aber auf die Hilfe Annas angewiesen, und sie wusste, dass sie gegen diese entschlossenen, naiven Augen, die sie jetzt erwartungsvoll anschauten, nichts entgegensetzen konnte. Sie sagte auch nichts. Anna aber verstand – beruhigte die Freundin.

»Ich werde sie in der Kapelle aufbahren.«

... Das war auch nichts Außergewöhnliches. Manches Mal war die kleine Kapelle, die nicht weit von Elisabeths Haus stand und in der eine Totenbahre bereitstand, die letzte Stätte eines im Dorf Verstorbenen. Eines Kindes, dessen weiß-blaues Gesicht die Mutter zuhause nicht verschmerzen konnte. Eines Mannes, der die Blicke seiner Frau und das Gerede im Dorf nach dem uneingestandenem Ehebruch nicht mehr ertragen konnte, der sich von der Brücke entlang des Pianzer Wasserfalls gestürzt hatte. »Ein Unfall«, hatten die Leute damals laut gesagt, Selbstmord hatten sie schon lange prophezeit, jegliche Schuld von sich weisend. Meist natürlich wurden die Toten zuhause aufgebahrt, so, wie es eben üblich war, dort, wo eben das Leben stattgefunden hatte. Die Leute kamen dann, bekreuzigten und verabschiedeten sich, und der Pfarrer kam, bekreuzigte sich und den Toten, und alle beteten – drei Tage lang – in einer kleinen, diese drei Tage lang schauerlich-gruseligen Stube mit zig Ker-

zenlichtern, dem Toten und den betenden Händen Licht und Schatten zuwerfend. Die Kinder fürchteten sich, die Erwachsenen sehnten sich nach der anderen Stube. Nach der Stube, in der wieder das Leben einkehren sollte. Endlich fuhr man dann die Leiche in einem Sarg auf einem Heuladewagen hinter einem Pferdegespann nach Aach zur Dorfkirche. Dort wurde dann Messe gefeiert, auf dem Friedhof wurde dann begraben, das Grab wurde dann geweiht, das Totenmahl wurde dann im ›Hirschen‹ nebenan eingenommen, dann wurde Wein getrunken – das Lachen verdrängte wieder die Tränen. Der Spuk hatte endlich ein Ende ...

Wie Elisabeth all dies verabscheute! Wie froh sie jetzt um die kleine Kapelle war. Die hatten noch ihre Großeltern gebaut, zum Dank, dass die kleine Tochter, Elisabeths Mutter, überlebt hatte, als sie von einer Lawine erfasst und verschüttet worden war.

... Sieben Jahre alt war Eva damals, zehn Minuten lag sie unter dem Schnee, bis ihr Vater, der sich in letzter Sekunde vor der Lawine in Sicherheit gebracht, das Unglück seiner Tochter beobachtet hatte, sie mit bloßen Händen freischaufelte. Mit dem Kind im Arm sprang er den weiten Weg hinunter nach Aach zum Doktor. Das Kind fantasierte.

»Siehst du sie auch, Papa?«

»Wen denn? Wen soll ich sehen, Eva?«

»Siehst du sie?«

»Ja, ja, ich sehe sie!«

Er versuchte, die Kleine zu trösten, zu beruhigen. Er sah niemanden, nur das kleine, fantasierende Kind in seinem Arm.

Eva erwähnte nie mehr, jemanden gesehen zu haben, auch nicht, als sie schon eine alte Frau geworden war. Der Vater dachte bald nicht mehr daran. Das Kind hatte eben fantasiert. Eva aber hatte sie gesehen, würde sie in ihrem Leben noch häufig sehen ...

Anna schaute sich in der Kapelle um. Links und rechts von ihr die kleinen Bänke für ein stilles Gebet, vor ihr an der Wand das Kreuz, das Jakob, Elisabeths verstorbener Bruder, noch geschnitzt hatte. Zwei Kerzenständer davor und ein paar Kerzen in einer Lade an der Seitenwand. Sie nahm sich zwei davon, steckte sie in die Kerzenständer und zündete sie an. In der offenen Tür stand plötzlich Paul. Er beobachtete Anna. Dann erblickte er auf der anderen Seitenwand die Bahre – in ihre Einzelteile zerlegt. Er schritt darauf zu. Anna drehte sich um.

»Hilfst du mir?«

Paul schaute zur offenen Tür, ein wenig verängstigt, dann wieder zu Anna. Er nickte.

... Die junge Frau wusste um die Verliebtheit des Dreizehnjährigen ihr gegenüber, wusste um die Schüchternheit des Knaben, genährt durch sein Spiegelbild. Ahnte, wie sehr ihn seine abstehenden Ohren, seine zu großen Lippen, Zähne und Nase, seine Sommersprossen und die roten Haare zermürbten, wie oft er sich fragte, weshalb er sein Aussehen ertragen müsse, waren seine Eltern – Peter und Paula hießen sie – wie der Kirchenfeiertag – doch ansehnliche Leute. Zumindest die Mutter. Paul bangte jeden Tag, Anna triebe eine Aufgabe ins Dorf, war sie für ihn wie eine Blume, die sich durch einen Misthaufen voller Enthaltensamkeit, Beschimpfung, Verspottung, Mordgedanken emporspriess. In seinen geliebten, einsamen Nächten war er ihr schöner Gemahl, der diese Knospe mit seiner Manneskraft begoss und zur Blüte erweckte ...

Selbst jetzt, in diesem Gotteshaus, konnte er nicht anders, als ihre zarten Brüste anzustarren, die das schlichte, graue Gewand der Anna nur erahnen ließ. Da war die Möglichkeit, Stunden mit dem begehrten Weib zu verbringen. Soll ihn der Vater doch verprügeln! Das war die Aussicht wert, Anna zu riechen, vielleicht zufällig ihren Busen zu streifen. Paul nickte noch einmal.

Elisabeth hatte inzwischen die kleine Maria in eine kleine Holzwiege, in der sie selbst gelegen hatte, unter den Eichenbaum gebettet. Geschwächt und erschöpft von der Geburt und der Vergangenheit, gestärkt durch das zukünftige Leben mit dem Kinde, begann sie, ein Grab für Eva zu schaufeln. Immer wieder verlangten Schweiß und Müdigkeit eine Pause. Dann lehnte sie sich an den kräftigen Stamm des Baumes und betrachtete das Dorf da unten, die Menschen da unten. Wirre Gedanken und Erinnerungen bündelten sich zu einem einzigen Wort.

Maria.

Sie nahm das Kind und schritt der Kapelle zu, deren offene Tür die beiden einlud. Anna und Paul, die gerade die Totenbahre fertig zusammengebaut hatten, schauten auf, als Elisabeth und die kleine Maria die angenehm kühle Kapelle betraten. Sie sahen, wie die Mutter ihre Finger in den Weihwasserkessel neben der Türe tauchte und mit dem Daumen das Kreuz auf die Stirn der Tochter zeichnete. Dabei sprach sie nur ein Wort.

»Maria.«

Anna spürte, dass dieses im Raum vibrierende Maria Vergangenes und Zukünftiges in das Jetzt holte. Elisabeth lächelte, kehrte und verließ mit dem Kind die Kapelle. Anna legte den Arm um Paul und drückte ihn an sich.

»So schön kann Taufe sein!«, sagte sie.

»So schön!«, sagte er. – »So weich und so gut riechend, dachte er.

Anna beschwor Elisabeth, sie möge sich hinlegen und ausruhen. Das Grab würden Paul und sie schaufeln. Die aber wehrte ab, es sei ihre Aufgabe, die alte Hexe ins Jenseits zu befördern, sollte sie auch Tage dafür brauchen. Eine ihr nicht erklärbare Trauer hatte sich in die Gefühlswelt um die verstorbene Mutter gemischt, eine Sehnsucht nach den alten, warmen Händen, die Elisabeth so lange schon nicht mehr berührt und bis heute auch nie vermisst hatte. Oder doch? Selbst die zurechtgelegten, bösen Worte konnten diese Trauer nicht zudecken.

Paul versteckte sich hinter der Eiche vor den Blicken der Dorfbewohner, vor allem vor dem des ungeliebten Vaters. Dieser aber musste ihn bereits entdeckt haben. Plötzlich hallte wie ein drohendes Gewitter der Ruf nach dem Knaben über dem Dorf.

»Paul!«

Dann war es ganz still. Selbst die Hunde bellten nicht, der Wind hatte den Atem angehalten und mit ihm die Gräser und Blätter. Nur eines war noch zu hören. Der Hass des Vaters auf den Sohn, das Unvermögen, das eigene Fleisch und Blut zu akzeptieren, geschweige denn, lieben zu können. Diese so laut verkündete Abneigung hatte selbst die bösesten Geister im Dorf für einen Augenblick erstarren lassen, um dem Knaben Mitleid zuzugestehen, ja, vielleicht sogar eine kurz andauernde Zuneigung für ihn zu empfinden. Leise erhob sich ein leichter Wind und durchbrach diese kalte Stille, flüsterte dem Jungen Mut zu. Er ging seines Weges, wohlwissend, was ihn erwartete.

»Kommst du?«

Anna wusste, dass sie Paul mit dieser Frage in bange Stunden schicken würde, hin- und hergerissen zwischen Angst und Verlangen. Alleine würde sie es aber nicht schaffen, und Elisabeth war noch zu schwach für das Bevorstehende. Er drehte sich noch einmal kurz um, nickte wieder und eilte den schmalen Pfad hinab.

»Morgen muss ich ins Tal, der Pfarrer wartet!«, sagte Anna, als sie und Elisabeth am Abend auf der Eckbank sitzend in der Stube auf Paul warteten, der helfen sollte, die Großmutter von der Ofenbank in die Kapelle zu tragen.

»Ich weiß, geh nur! Ich schaffe das schon!«

»Vielleicht komme ich gleich morgen Abend wieder, spätestens übermorgen.«

Die Klinke weinte leise, die Seele der Tür zur Küche hinaus klagte, als Paul sie langsam öffnete. Da stand er eine kurze Weile auf der Schwelle wie in einem Gemälde, umrahmt von alten, Geschichten erzählenden Holzbalken. Hinter ihm die

dunkel gehaltenen Farben der Nacht, die endlich über den Tag gesiegt hatte. Faustschläge als Pinselstriche hatten in Pauls Gesicht und auf seinem Körper gewütet, dunkelrot und dunkelblau. Er trat in die Stube ein und setzte sich neben Anna, die seinen Kopf tröstend an ihre Schulter führte und ruhen ließ. Trotz des zurückgelassenen, heiß-schwülen Tages, trotz der vielen Arbeit, die er für Anna bereitgestellt hatte – des Zubereitens der Mahlzeiten, des Wickelns des Kindes, des mühsamen Waschens von Tüchern und Decken und Unterwäsche in der kalten Waschküche, trotz des Wachseins in der Nacht zuvor, als sie die Niederkunft der kleinen Maria erwartet hatte – roch Anna nach Anna. Süß wie die Geborgenheit, mit der sich Paul jetzt zudecken ließ. Ewig hätte für den Jungen dieser Friede verweilen dürfen, unterbrach er ihn selbst.

»Es ist spät, ich weiß. Aber die Alten wollten heute nicht und nicht ins Bett gehen!«

»Verlieren wir keine Zeit!«, meinte Anna.

Sie war müde, erschöpft. Die beiden hieften die alte Frau auf ein Brett, das Anna im Stadel gefunden hatte, dort, wo sie auch unzählige Schnitzereien von Jakob, Elisabeths Bruder, entdeckt hatte – Heiligenfiguren und Tiere des Waldes.

Elisabeth öffnete die Tür zur Kammer, in der ihre kleine Tochter auf dem Bett schlief, schaute Maria an. Seit vieler Zeit war sie nicht mehr so ruhig, ja, ausgeglichen gewesen. Wer war dieser kleine Mensch, der ihr eine so wundersame, schon verloren geglaubte Nähe bot? Wer war sie noch, außer der Tochter? Weshalb versiegelte dieses kleine Wesen jetzt schon ihre bösen Gedanken, an die sie sich doch so gewöhnt hatte? Dann legte sie sich zu Maria und schlief ein.

Elisabeth wachte auf und hörte Anna ein Wiegenlied summen. Warme Milch roch ihr entgegen, Ofenwärme roch ihr entgegen. Die gute Anna. Die schöne Anna. Maria schlief noch. Da ging ganz langsam die Kammertür auf und Anna äugte herein.

»Guten Morgen. Hast du gut geschlafen, Elisabeth?«

»Na ja, die Kleine scheint unersättlich!«

»Ja, sie hungert nach Leben. Sie hat eine – besondere Aura!«

Elisabeth kannte dieses Wort nicht, spürte aber, dass es ein gutes war.

»Ja, das hat sie!«

Anna goss die Milch in eine Tasse, Elisabeth stand auf und nahm einen Schluck.

»Ich geh' mich draußen am Brunnen waschen und mich ein wenig richten.«

»Das ist gut!«, sagte Anna.

Als Elisabeth wieder vor ihr stand, sah Anna sie als die schöne Frau, die ihr schon so oft Empfindungen entlockt hatte, die dem katholischen Mädchen verboten waren. Sah sie als die Frau, die sündige Gedanken Anna verwirren ließen, welche sie im Beichtstuhl zu ordnen suchte.

... Die Worte Jesu, die der Pfarrer ihr in diesem kleinen, dunklen Ort der Vergebung entgegenschleuderte, aufgewühlt, quälte ihn doch selbst die wachsende Begierde nach der schönen Jungfrau, die ihm jetzt gegenüberkniete, diese Heiligen Worte vermochten nicht, die Bilder in Anna zu vertreiben. Elisabeths schönen Körper berühren. Die Finger im langen, blonden Haar verlieren. Elisabeths Lippen zu den ihrigen führen. Sie bat Gott um Vergebung. Zeigte keine Reue. Selbst hier im Beichtstuhl waren ihre Gefühle für Elisabeth rein, ohne Sünde ...

Anna verscheuchte ihre Gedanken, indem sie dem jetzt frisch gewickelten Kind auf ihrem Arm über die Wangen strich und wieder das Wiegenlied summt. Elisabeth wusste nicht um die Liebe Annas, genauso, wie Anna nicht um die zerrissenen Gefühle Elisabeths ihr gegenüber wusste.

»Es ist Zeit! Ich muss ins Tal. Morgen Früh bin ich spätestens wieder bei dir.«

»Den Pfarrer lass unten im Tal, wo er hingehört!«

Anna legte die kleine Maria in die Holzwiege. Etwas verlegen ihrer Gefühle für Elisabeth wegen, ging sie an ihr vorbei, bis diese plötzlich ihre Hand fasste und zart drückte.

»Danke!«

Von den sich kreuzenden, das Dach der Kapelle tragenden Balken aus betrachtete sich Eva, wie ihr Körper da unten tot auf der Bahre lag. Die gute Anna hatte ihn schön gemacht. Zwei Kerzen brannten und schenken dem kühlen Raum ein wenig warmes Licht und den Geruch des erwarteten, manches Mal ersehnten Jenseits. Niemand im Dorf hatte sie besucht und sich von ihr verabschiedet, auch die liebe Tochter und ihr Gott sei Lob und Dank gesundes Kind hatten noch nicht zu ihr gefunden. Das machte Eva traurig. Aber sie freute sich auf den schattigen Platz unter der Eiche, wo sie ihrem lieben Sohn Jakob nahe sein würde. Elisabeth war ein gutes Kind, daran hatte sie nie gezweifelt – nur die Tochter selbst. Es wäre Elisabeth ja auch unerträglich gewesen, in ihrem erlebten Leid gut zu sein. Das Böse hatte ihr stets geholfen, die seelischen Schmerzen zu ertragen. Eva hatte das immer verstanden.

Da verirrte sich die kleine Sarah in die Kapelle. Sie war Pauls Schwester, gerade einmal drei Jahre alt. Der Vater liebte das Kind, war es doch viel schöner anzusehen als der misstratene Sohn. Braunes, kurz geschnittenes Haar. Dunkle Augenbrauen. Dunkle, entschlossene Augen, umrahmt von schwarzen, langen Wimpern. Braungebrannt. Kräftige, durchblutete Wangen. Ein kleiner, kirschroter Mund. Ein schmaler Hals. Sarah glich ihrer Mutter, die auch schön war, nicht aber so schön wie dieses Mädchen da unten, das Eva jetzt liebevoll beobachtete, über dessen Besuch sie sich freute. Sarah stieg auf die Gebetsbank, um die tote Großmutter besser sehen zu können.

»Hallo!«

Elisabeth war bald überfordert, als sie wieder am Grab schaufelte. Obwohl sie wusste, dass das nicht gerecht war, fühlte sie sich von Anna im Stich gelassen. Eine Wurzel der Eiche, auf die sie gestoßen war, ließ sie völlig verzweifeln.

Erst hackte sie fluchend mit der Schaufel auf diese ein, bis sie endlich, den Stil umklammernd, niederkniete und weinte. Dann sah sie – der Tränen wegen – verschwommen ihr Leben und das kleine Kruzifix, das neben der Hauseingangstüre hing.

»Du verfluchter, scheinheiliger Jesus! Was schaust du denn so durchtrieben von deinem Kreuz herab auf uns, die Leidgeplagten, die dieses Leben, das du uns aufgezwungen hast, ertragen müssen? Gottes Sohn willst du sein? Was soll das für ein Gott sein, der so einen wie dich zu uns geschickt hat? Leere Worte predigst du, die einem nichts, aber auch gar nichts sagen. Sie pflanzen einem ein schlechtes Gewissen in die Brust, versucht man, sie zu verstehen, zu befolgen. Das Leben verlangt andere Weisheiten. Wo warst du denn, als ich dich gebraucht hatte? Hast es dir bequem gemacht, da oben auf deinem Kreuz, hast dich ausgeruht! Wenn du Gottes Sohn bist, warum steigst du nicht herab und hilfst? Warum bist du tot?«

Die alte Hubnerin – »Was glotzt du denn so dämlich hinter deinem Fenster, du alte, blöde Ziege?« – bekreuzigte sich.

Elisabeth hörte Maria durch das offene Stubenfenster weinen. Sie hatte schon einmal wegen ihr, der Mutter, geweint. Aber – das sollte sie nicht. Nie mehr sollte sie weinen. Darauf würde Elisabeth achten. Wenn auch alle tot waren und nicht mehr helfen konnten – der Vater, der Bruder, die Mutter, Jesus – sie würde dafür sorgen, dass es Maria gut erginge in diesem, ihrem Leben. Und als sie das Kind aufhob, hörte es auf zu weinen. Für immer.

Am nächsten Morgen brachte Anna Brot und Obst und Gemüse von der Pfarrei mit. Sie war bereits um sechs Uhr aufgebrochen. Beim Frühstück musste sie Elisabeth nicht mehr davon überzeugen, ein Grab zu schaufeln sei für eine Frau, die gerade ein Kind geboren habe, eine viel zu mühselige Arbeit. Elisabeth hatte das Vorhaben bereits verworfen. Nicht ein letzter Dienst der Mutter war mehr wichtig, sie war jetzt wichtig, Maria war wichtig.

Gegen Mittag kam Paul und half Anna. Er wusste den Vater in Aach im Gasthof, wo dieser stets lange verweilte. Wolf, Pauls Schäferhund, schaute ihm und Anna bei der Arbeit zu. Aus ein paar alten Brettern zimmerten die beiden einen einfachen Sarg für Eva. Sie fanden im Stadel auch ein schönes Kruzifix. Elisabeths Bruder Jakob hatte es als Elfjähriger geschnitzt.

Als noch am selben Abend Anna und Paul, dessen Vater noch nicht heimgekehrt war und dessen Mutter ihre Angst durch ein Gebet zu lindern suchte, vor dem mit Liebe hergerichteten, mit Feldblumen und Jakobs Kruzifix verziertem Grab standen, betrachtete Elisabeth vom Stubenfenster aus die schöne Maid.

3 Hans und Anton

Wie in Trance legte Hans seine kleine Tochter Eva auf das Kanapee. Der Doktor hieß ihn, sich zu setzen und auszuruhen. Er war erschöpft, ja, und seine Arme spürte er kaum noch. Den langen, verschneiten, mühsamen Weg nach Aach hatte er das Mädchen getragen, ohne sich eine Pause zu gönnen. Wer ihm diese Kraft verliehen hatte, war ihm ein Rätsel. Die Liebe zu seiner Tochter vielleicht. Die Angst um sie. Eva war eingeschlafen. Hans erzählte und erzählte vom Erlebten, während der Doktor das kleine Mädchen untersuchte.

»Im Moment kann ich nichts feststellen. Sie atmet ruhig und gleichmäßig. Vielleicht ist es aber doch besser, du bleibst diese Nacht mit Eva hier. Ihr könnt im Gästezimmer schlafen.«

Anton Taler war nicht nur der Doktor des Dorfes, er war auch der beste Freund von Hans. Sie konnten nicht gegensätzlicher sein. Anton war groß, schlaksig. Ständig hatte man das Gefühl, er müsse seine Hose fester binden, damit er sie nicht verliere. Obwohl er erst Mitte dreißig war, waren seine schütterten Haare inzwischen mehr weiß als blond. Anton war belesen und verspürte keinen Drang, am Sonntag die Messe mitzufeiern.

Hans war streng gläubig. Stets suchte er Trost und Zuspruch im Gebet. Er war nicht sehr groß, aber kräftig. Sein Haar war dunkel und voll. Lesen und schreiben konnte er nicht, doch wenn er für Eva und ihre Geschwister Geschichten erfand, tauchten diese darin ein, gebannt, wie es weitergehen würde, immer im Glauben, all das Unmögliche wäre wirklich passiert. Meist fand Hans einen Schluss, der vieles offen ließ und die Fantasie der Kinder speiste.

... Die beiden Freunde waren zusammen in Pianz aufgewachsen, hatten dort Verstecken gespielt, hatten Bachforellen ge-